

(Nachdruck verboten.)

Der letzte Tag eines Verurtheilten

12]

Von Victor Hugo.

Aus dem Französischen von Paul Linsemann.

Doch kaum war ein Jahr verflossen, so jagten wir umher und rauchten uns. Ich machte Pepita den schönsten Apfel des Apfelbaumes streitig, ich prügelte sie wegen eines Vogelnestes. Sie wüthete und ich sagte: „Das ist Dir ganz recht.“ Darauf eilten wir beide zu unseren Müttern, um uns zu beklagen. Sie gaben uns scheinbar unrecht und im Stillen recht.

Jetzt stützt sie sich auf meinen Arm und ich bin darüber ganz stolz und gerührt. Wir gehen langsam und plaudern leise. Sie läßt ihr Taschentuch fallen, ich hebe es ihr auf. Unsere Hände zittern, als sie sich berühren. Sie plaudert mir von den jungen Vögeln, von dem Stern, der da unten blinkt, von dem glühenden Sonnenuntergange dort hinter den Bäumen. Oder auch von ihren Freundinnen aus der Pension, von ihren Kleidern und Bändern. Wir schwächen über harmlose Dinge und erröthen alle Beide darüber. Aus dem kleinen Mädchen ist eine Jungfrau geworden.

Jenen Abend, es war ein Sonnabend, saßen wir unter den Kastanienbäumen am Ende des Gartens. Nach einer der langen Pausen, die auf unseren Spaziergängen oft vorkamen, ließ sie meinen Arm los und sagte: „Laufen wir um die Wette!“

Ich sehe sie noch: sie war ganz in Schwarz gekleidet. Sie trauerte um ihre Großmutter. Ein kindischer Gedanke ging ihr durch den Kopf. Pepa wurde wieder Pepita, sie sagte zu mir: „Laufen wir um die Wette!“

Und sie lief vor mir her mit ihrer schlanken Taille wie ein Biendchen. Die kleinen Füße schlugen ihr Kleid bis an die Waden empor. Ich verfolgte sie, aber sie blieb mir voraus. Der Wind, den sie beim Laufen verursachte, hob von Zeit zu Zeit ihr Halsstück und ließ mich ihren bräunlich glänzenden Nacken sehen.

Ich war außer mir. Ich erreichte sie in der Nähe des alten verfallenen Brunnens. Ich ergriff sie mit dem Recht des Siegers beim Gürtel und zog sie auf eine Rasenbank nieder. Sie leistete keinen Widerstand, sie war außer Athem und lachte. Ich aber war ganz ernst und sah ihr in die dunklen Augen durch die schwarzen Wimpern.

„Sehen Sie sich zu mir,“ sagte sie. „Es ist hell. Lesen wir etwas. Haben Sie ein Buch?“

Ich hatte den zweiten Band der Reisen von Spallanzani bei mir. Ich schlug ihn aufs Gerathewohl auf und rückte näher an sie heran. Sie lehnte ihre Schulter an meine, und wir lasen ein jeder ganz leis dieselbe Seite. Wenn wir das Blatt umdrehen wollten, mußte sie immer auf mich warten. Mein Geist ging langsamer als der ihre.

„Sind Sie fertig?“ fragte sie, wenn ich kaum angefangen hatte. Unsere Köpfe berührten sich, unser Haar floß ineinander über. Wir fühlten unsern Athem immer näher und näher... und plötzlich fand sich der Mund zum Munde. Als wir weiter lesen wollten, funkelte der Himmel schon in Sternenpracht.

„Ach Mama, Mama,“ sagte sie, als wir zurückgekommen waren, „wenn Du wüßtest, wie wir gelaufen sind.“

Ich aber schwieg.
„Du sagst ja gar nichts,“ sagte meine Mutter, „Du scheinst traurig zu sein.“

Ich hatte ein Paradies im Herzen.
Ein Abend, an den ich mein ganzes Leben lang denken werde!

Mein ganzes Leben lang!

XXXIV.

Die Uhr hat soeben geschlagen. Ich weiß nicht, wieviel. Ich höre die Glodenschläge zu undeutlich. Es kommt mir vor, als hörte ich den Schall von Orgelklängen in meinen Ohren. Es sind meine letzten Gedanken, die dort brausen.

In diesem hehren Augenblicke, wo ich andächtig in meinen Erinnerungen versinke, finde ich mit Schaudern mein Verbrechen darin. Ich wollte, ich könnte noch mehr Reue empfinden. Vor meiner Verurtheilung hatte ich noch mehr Gewissensbisse. Seither ist nur noch Raum für die Todesgedanken vorhanden.

Dennoch möchte ich gern noch soviel bereuen. Als ich eine Minute lang träumte, was sich in meinem Leben ereignet hat und ich mich dann an den Beilhieb erinnerte, der es bald beenden soll, bebte ich wie vor etwas ganz Neuem. Meine schöne Kindheit! meine schöne Jugend! Goldiger Stoff mit blutigem Rande. Zwischen damals und jetzt fließt ein Blutstrom; das Blut des Andern und das meine.

Wenn man eines Tages meine Geschichte liest, wird man nicht glauben wollen, daß auf so viele Jahre der Unschuld und des Glückes dies verruchte Jahr folgen konnte, das mit einem Verbrechen beginnt und mit einer Hinrichtung schließt. Es paßt gar nicht zu den vorigen.

Erbärmlich sind die Gesetze und die Menschen, ich war nie böseartig.

In wenigen Stunden sterben zu müssen und zu denken, daß ich vor einem Jahre an einem gleichen Tage noch frei und schuldlos war, daß ich meinen Herbstspaziergang machte, unter den Bäumen wandelte, die welken Blätter mir zu Füßen.

XXXV.

In diesem Augenblicke sind um mich her, in den Häusern, die den Justizpalast und den Gräbeplatz umgeben, und überall in Paris Menschen, die gehen und kommen, schwächen und lachen, ihre Zeitung lesen und an ihre Geschäfte denken; Kaufleute, die Handel treiben, junge Mädchen, die ihre Ballroben für heute Abend zurecht machen, Mütter, die mit ihren Kindern spielen.

XXXVI.

Ich erinnere mich, daß ich eines Tages, als ich noch ein Kind war, den Thurm von Notre-Dame bestieg, um mir die große Glocke anzusehen.

Ich war schon schwindlig, als ich die finstere Wendeltreppe hinaufgestiegen und über die schmale Galerie, die beide Thürme verbindet, geschritten war. Paris lag zu meinen Füßen, als ich in den Käfig aus Mauersteinen und Balkenwerk trat, wo die Glocke mit dem Klöppel hängt, der tausend Pfund wiegt.

Zitternd schritt ich über die fest gefügten Planken und betrachtete in einiger Entfernung die Glocke, die bei den Kindern und beim Volke von Paris so berühmt ist. Nicht ohne Schrecken bemerkte ich, daß das mit Schiefer gedeckte Wetterdach um den Glockenthurm mit meinen Füßen gleich lief. In den Zwischenräumen sah ich wie aus der Vogelschau den Platz Parvis-Notre-Dame und die Fußgänger, die gerade so groß wie Ameisen aussahen.

Plötzlich schlug die riesengroße Glocke. Eine gewaltige Erschütterung durchzog die Luft. Der schwere Thurm gerieth ordentlich ins Schwanken. Der Bretterboden auf den Ballen sprang in die Höhe. Der Schall hätte mich beinahe umgeworfen. Ich wankte und war dem Stürzen nahe. Fast wäre ich auf das abschüssige Schieferdach gerutscht. Vor Schreck legte ich mich auf die Dielen und brückte mich mit beiden Armen fest darauf. Lautlos und athemlos lag ich da, mit dem furchtbaren Brausen in den Ohren. Unter meinen Augen den Abgrund. In der Tiefe der Platz, wo so viele harmlose und glückliche Fußgänger sich kreuzten.

Mir kommt es vor, als sei ich noch auf dem Glockenthurm. Ich bin betäubt und geblendet. Es ist mir, als ob ein Glodengenöt die Höhlen meines Gehirns erschüttert und in der Ferne sehe ich durch die Spalten eines Abgrundes das gleichförmige Leben, das ich verlassen muß, und in dem die anderen Menschen noch ruhig wandeln.

XXXVII.

Das Stadthaus ist ein furchtbares Gebäude.

Mit seinem spitzen und steilen Dache, seinem bizarren Glockenthürmchen, seinem großen weißen Zifferblatt, seinen Stockwerken mit den kleinen Säulen, seinen zahllosen Fenstern, seinen von Fußtritt abgemühten Treppen, seinen beiden Bogen rechts und links, steht es auf der gleichen Höhe mit dem Gräbeplatz; unfreundlich und unheimlich, die Fassade vom Alter zerfressen und so schmutzig, daß nicht einmal die Sonne es heller tönt.

Am Tage einer Hinrichtung speit es aus allen Thüren Gendarmen aus und starrt den Verurtheilten mit all seinen Fenstern an.

Des Abends schimmert das Zifferblatt, auf dem der Zeiger die Stunde angiebt, hell auf der düsteren Fassade.

XXXVIII.

Es ist ein Viertel nach eins.

Ich empfinde jetzt Schmerzen.

Ein heftiges Kopfschmerz. Im Rücken bin ich kalt und die Stirn brennt jedesmal, wenn ich mich erhebe oder bewege. Es ist mir, als ob eine Flüssigkeit in meinem Schädel wogt, als ob das Hirn gegen die Schläfe hämmert.

Ich habe konvulsives Zittern, und von Zeit zu Zeit fällt mir die Feder, wie durch einen galvanischen Schlag aus der Hand.

Die Augen brennen, als ob ich in Rauch gefüllt wäre.

Die Ellenbogen schmerzen mir.

Noch zwei Stunden und fünfundvierzig Minuten, und ich werde geheilt sein!

(Fortsetzung folgt.)

Passauer Klingen.*)

Die Anfänge einer selbständigen deutschen Klingenschmiedekunst reichen nachweisbar bis in die Zeit Karls des Großen zurück. Die vortrefflichsten Schwertklingen waren, wie alle Erzeugnisse aus allen Gebieten, wie alle Kultur, jede Kunst und jegliche Technik, aus dem Orient zu uns gekommen. Meist nahmen sie den Weg über Spanien oder Italien, aber immer kamen sie auf dem Wege des Handels und erst durch dritte oder vierte Hand zu uns. Nach dem Eindringen der Mauren in Spanien schlugen in Cordoba, Valencia, Toledo und Sevilla maurische Waffenschmiede ihre Werkstätten auf und erzeugten die so begehrten orientalischen Schwerter auf europäischem Boden. Die trennende See kam für den Handel in Wegfall, und bald traf man auch in Nordspanien, in Frankreich und am Rhein häufiger auf gute sarazenische Klingen. Karls des Großen Kriege in Spanien, besonders sein erster, erweiterten die Bekanntheit mit den Mauren wesentlich. Durch wiederholtes längeres Verweilen in Spanien gelang es einigen im Heere Karls anwesenden Waffenschmieden, das Geheimnis der maurischen Klingenschmiedekunst zu ergründen. Regensburg ist durch Roland's Schwert bekannt, und von Passau sagt man, im achten Jahrhundert, als wegen des drohenden Einfalls der Awaren der Sitz des Bisthums nach Passau verlegt wurde, seien steierische und österreichische Eisenarbeiter ausgewandert und unter Führung ihrer Seelsorger nach Passau gezogen, woselbst sie den Grund zu der dortigen berühmten Eisen- und Schwertindustrie legten. Das Klingt nicht unglaubwürdig, läßt sich aber durchaus nicht mit Sicherheit nachweisen. Die Ursprünge der Passauer Industrie liegen noch heute in tiefem Dunkel gehüllt. Nur von Köln wissen wir gewiß, daß es thatsächlich schon zu Karls des Großen Zeiten in der Schwertindustrie eine hervorragende Rolle gespielt hat. Allerdings hat es den Anschein, als ob Köln sich mehr mit dem Schwerthandel, als mit der Herstellung von Klingen befaßt hätte.

Die Schwerter von Köln werden uns als überaus prächtig geschildert. Besonders die Verzierungen am Griff, die reiche Ausstattung der häufig mit Sammt und Goldarbeiten überzogenen Scheide und des mit Edelsteinen besetzten Gehänges werden gerühmt. In Köln stand während des ganzen Mittelalters die Goldschmiedekunst auf einer hohen Stufe, und man greift wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß die unbestreitbare Verühmtheit der Kölner Schwerter jener Epoche auf das Verständnis und die Geschicklichkeit der Kölner Goldschmiede zurückzuführen ist. Wahrscheinlich führten diese letzteren in Spanien, Italien oder im Orient geschmiedete Klingen in größeren Mengen ein, setzten sie in Köln zusammen, statteten sie reich aus und brachten sie dann als Kölner Schwerter in den Handel. Denn es ist bekannt, daß die Beziehungen der Kölner Goldschmiede zum Orient sehr alten Datums sind, daß sie aber auch gleichzeitig mit Italien im engsten Geschäftsverkehr standen, der noch (z. B. mit Mailand) bis in das fünfzehnte Jahrhundert hinein nachweisbar ist.

Inzwischen hatte die Schwertindustrie auch an anderen Orten Fortschritte gemacht. Nach und nach bildeten sich in Deutschland Gewerkschaften von Klingenschmieden heran, so in Regensburg, Passau und Solingen. Obwohl die Anfänge in Regensburg und Passau zwar durch urkundliche Belege nicht feststellbar sind, sind sie doch ohne Zweifel weit älter als die Solingen's. Die Blüthezeit Passau's aber, von der hier hauptsächlich die Rede sein soll, begann erst mit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts.

Bis zum zwölften Jahrhundert war es der deutschen Klingendindustrie nicht möglich gewesen, gegenüber der im höchsten Ansehen stehenden maurisch-spanischen wesentliche Erfolge zu erringen. Zwar schuf man schon gute Schwerter, doch fehlte ihnen die Eleganz und Leichtigkeit der Toledaner Klingen. Denn man hatte es in dem den

Klingen die Leichtigkeit gebenden Hohlkling noch zu keiner so großen Kunstfertigkeit gebracht, wie in den maurisch-spanischen Werkstätten. Indessen die deutschen Meister lernten fleißig hinzu, und die Vortrefflichkeit ihrer Schwerter, besonders der Passauer, stieg während des dreizehnten Jahrhunderts erheblich. Vielleicht so erheblich, daß man in jener Zeit in Toledo, dem Hauptitzig der weltberühmten spanischen Klingendindustrie, zu der Ueberzeugung gelangte, es sei nicht mehr mit Sicherheit möglich, eine Toledaner Klinge ohne äußere Werkzeichen sofort von einer anderen zu unterscheiden. Die fremdländischen Schmiedewerkstätten sungen anscheinend an, Toledo gefährlich zu werden. Die Toledaner Meister entschlossen sich daher um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, ihren Klingen „Ursprungsmarken“ aufzudrücken. Die mit Zug und Recht auf ihre unübertrefflichen Erzeugnisse sehr stolzen Toledaner waren natürlich der festen Ueberzeugung, es bedürfe blos dieses Hinweises auf den Ursprungsort Toledo, um ihre Klingen allen anderen Fabrikaten gegenüber konkurrenzfrei zu machen.

Zunächst erwies sich diese Vernehmung auch als ganz richtig. Bald aber folgten andere Städte dem Beispiel Toledos, und Passau entschloß sich ebenfalls noch im dreizehnten Jahrhundert zur Annahme einer Kennmarke. Es wählte dazu den „Wolf“. Jedoch entstammen die ältesten und bis jetzt bekannt gewordenen Schwerter mit der Wolfsmarke erst der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts. Dieser später so berühmte „Passauer Wolf“ war dem städtischen Wappenbilde Passau's entnommen, und die gewerkschaftliche Donaufstadt legte damit, wahrscheinlich ganz ahnungslos, den Grund zu einem mächtigen Aufblühen ihrer Klingendindustrie. Das Bild ihrer Marke stellte zwar harte Anforderungen an das Vorstellungsvermögen des Beschauers, denn man konnte die Gestalt eines Wolfes, aus dem Wirrsal von Strichen heraus, nur mit sehr viel gutem Willen und auch nur, wenn es einem vorher gesagt wurde, errathen. Aber die Marke war dennoch eine glänzlich gewählte. Gerade die rohen Längsstriche, welche die Umrisse des Wolfes vorstellten sollten, und die die letzteren rundum durchkreuzenden, die Haare des Thieres verfindebildlichenden kurzen Querstiche fielen in ihrer abgehackten schroffen Form ins Auge und prägten sich leicht dem Gedächtniß ein. Dazu kam noch, daß sich die Passauer nicht nur als vortreffliche Klingenschmiede, sondern auch als höchst geriebene Geschäftsleute erwiesen, die es meisterlich verstanden, auf die Dummheit der Menschen, auf den im Mittelalter so hoch entwickelten Aberglauben zu spekuliren. So schmiedeten sie ihre Klingen unter allerhand merkwürdigem Hohlspolus, murmelten geheimnißvolle Sprüche vor sich hin, brachten neben dem Wolf noch manche kabbalistische Zeichen und Inschriften an und ließen überall aussprechen, die Passauer Klingen seien gezeit, es gingen von ihnen zauberhafte Kräfte aus. So sollte ein Streich von einer Wolfsklinge jeden Gegner unbedingt tödlich treffen, die Klinge selbst aber deren Träger hieb- und stichfest machen. Ein sagenhafter Nimbus umgab die Schmiedewerkstätten Passau's, und bald murmelte man überall im ganzen Reich und darüber hinaus von der mystischen „Passauer Kunst“.

Nicht lange dauerte es, und kein Kriegsmann wollte mehr eine andere als eine Wolfsklinge führen. Die besten Fabrikate wurden von dem abergläubischen Volke verschmäht. Nur unter dem Zeichen des Wolfes gedachte man zu siegen. Besonders in dem dem Aberglauben von jeher zugeneigten Italien litt die einheimische Industrie unter dem gefährlichen Wettbewerf Passau's. Denn dort fanden andere als Wolfsklingen kaum noch Absatz.

Die Passauer Klingenschmiede hatten bald nicht Hände genug, die ihnen massenhaft zugehenden Aufträge zufriedenstellend zu erledigen, d. h. ohne unter der Massenausfertigung die Qualität leiden zu lassen. Denn es ist einleuchtend, daß die Passauer Klingen, trotz des Wolfszeichens, den Erfolg nicht haben konnten, wenn sie nicht gleichzeitig jenen sehr hohen Ansprüchen an die Leistungsfähigkeit genügt hätten, den die in Beurtheilung der Waffen wohlverfahrenen Kriegskleute damaliger Zeit an eine Klinge ersten Ranges zu stellen pflegten.

Zwar übertrafen die Passauer Klingen die Meisterwerke maurischer Schmiedekunst keineswegs, ja, in Gefälligkeit der Form, in künstlerischer Ausführung, in Leichtigkeit und Schmiegbarkeit standen sie denselben entschieden nach. Indessen das Material war ausgezeichnet, die Arbeit so solid, wie nur irgend eine aus Toledo oder Valencia. Der Wolf hielt einen Siegeszug durch die ganze bekannte Welt, während die spanische und italienischen Klingen mit der Zeit von der großen Menge weniger begehrt wurden.

Was war nun die Folge davon? Um im Uebriem nicht hinter Passau zurückzubleiben, sahen sich die stolzen Werkstätten Spaniens, Italiens, ja selbst des Morgenlandes schließlich gezwungen, das plötzlich so begehrte Wolfszeichen nachzuahmen. Sie fügten ihren „Beschau-“ und „Meistermarken“ eine dem Passauer Wolf sehr ähnliche Figur hinzu. Sogar die berühmtesten unter den Meistern der spanischen Waffenschmiedekunst, wie z. B. Julian del Rey, ein getaufter Maure, der Werkstätten von Beltruf in Granada, Saragossa und Toledo unterhielt und (nach Wendelin Bocheim) mit dem unter dem letzten Könige von Granada, Boabdil, dienenden angesehenen maurischen Klingenschmied Meduan identisch zu sein scheint, nahmen ihre Zuflucht zu einer Marke, welche zwar „Perrillo“ (Hündchen) genannt wurde, die indessen nach den neueren Forschungen erster Sachkunde weiter nichts ist als eine verschämte Nachahmung des Passauer Wolfes. Dieses Vorgehen der Spanier beweist besser als alles Andere, wie empfindlich ihnen die Passauer Konkurrenz gewesen sein muß. Noch dazu eine Konkurrenz, der die

*) Aus der Wochenschrift „Das neue Jahrhundert“ (Köln, Verlag von Friedrich Werth.)

Toledaner durch die Einführung des Ursprungszeugnisses sozusagen erst auf die Weine geholfen hatten. Denn in Passau hätte man ohne Toledo's Beispiel schwerlich daran gedacht, den Wolf auf die Klängen zu schlagen und ohne diese Ursprungsmarke wäre der Herkunftsort Passau wohl noch lange in fremden Ländern unbekannt geblieben, und die Passauer Schwertindustrie hätte sicherlich niemals eine so rasche und allgemeine Verbreitung und Anerkennung gefunden. Das war es, was Toledo mit seinem „Musterstück“ erreicht hatte.

Passau wurde in kurzer Zeit eine weltberühmte Klingenschmiede-Stadt, und in Deutschland nahm sie als solche unbestritten die erste Stelle ein. Ihr gebührt überhaupt der Ruhm, die deutsche Klängenindustrie begründet zu haben.

Zwar waren Solingen und Suhl schon längst kräftig in den Wettbewerb mit Passau eingetreten (Solingen angeblich schon im zwölften Jahrhundert), doch gelang es beiden Städten noch lange nicht, obgleich viele ihrer Klängen Schmiede sich gleichfalls den Wolf als Rebenmarke aneigneten, der Passauer Industrie Abbruch zu thun. Erst im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert wurde Solingen Passau gefährlich.

Der geheimnißvolle Zauber, der so lange die Wolfsklängen umgab, schwand erst mit dem Ende des dreißigjährigen Krieges. Und nun vollzog sich auch Passau's Geschid. Denn Passau war nicht mit der Zeit vorgefahren. Es hätte seine Fabrikation — wie Solingen und Suhl — längst in andere Bahnen lenken müssen, lange bevor das Ende des nördlichen Krieges seine nicht mehr zeitgemäße und einseitige Schwertindustrie lahmlegte. Solingen und Suhl hatten ihre Zeit besser verstanden. Sie hatten rechtzeitig angefangen, auch andere Dinge schmieden zu lernen, als blos Schwertklängen. So überdauerten sie die nun folgenden trostlosen Jahre, in denen in dem verwüsteten und entvölkerten Deutschland nur karglicher Verdienst zu finden war. —

Waldemar Horst.

Kleines Feuilleton.

— Nach 23jährigem Stummsein die Sprache wiedererlangt. Aus dem englischen Dorfe Elmstead bei Colchester in der Grafschaft Essex wird in Verbindung mit einem tragischen Ereigniß folgender Vorfall berichtet: Die junge Ehefrau eines Versicherungsagenten hatte vor ungefähr drei Monaten ihrem ersten Kinde das Leben gegeben und war seit der Zeit geistesgestört. Die Unglückliche wurde von der fixen Idee verfolgt, daß es ihre Pflicht sei, sich selbst zu tödten. Da sie aber körperlich zu leidend war, um ihr Bett oder Schlafzimmer verlassen zu können, hielt man es nicht für nöthig, sie beständig zu bewachen. So gelang es der Kranken denn vor einigen Tagen, ihre Lagerstätte in Brand zu stecken, und ehe man im Hause etwas von dem schnell um sich greifenden Feuer wahrnahm, hatte die bedauernswerthe Frau bereits so schwere Verletzungen erlitten, daß sie nach einigen Stunden starb. Im Anschluß hieran wird nun ein Vorkommniß mitgetheilt, dem die Familie bisher in der Aufregung und Angst um die junge Frau nicht die Beachtung schenkte, die es wohl verdient. Die in demselben Orte lebende Mutter der Verstorbenen hatte vor ungefähr 23 Jahren in Folge einer schweren Krankheit total die Stimme verloren. Die seelische Erschütterung über den traurigen Zustand ihres Kindes und die Anstrengungen, die sie machte, um auf die zusehends in geistige Unmachtung verfallende Tochter beruhigend einzusprechen, müssen die Veranlassung gewesen sein, daß sie plötzlich nach so langem Stummsein leise Worte zu stammeln vermochte. Mit jedem Tage wurde ihre Stimme deutlicher, und heute merkt es ihr niemand an, daß sie jemals unfähig war, einen Laut hervorzubringen. Am meisten erstaunt zeigte sich in der ersten Zeit die Kranke über diese Veränderung. „Das ist gar nicht meine Mutter,“ meinte sie eines Tages zu ihrem Manne, „meine Mutter kann nicht sprechen.“ Die Frau selbst erzählt, daß sie ihre Stimme verschiedene Male im Leben verloren und wiedergefunden habe. Das erste Mal war sie als 16jähriges Mädchen nach einer starken Erkältung zu einem drei Tage andauernden Schweigen verurtheilt gewesen. Dann hatte sie mit 23 Jahren nach einer langwierigen Krankheit in Folge körperlicher Ueberanstrengung auf viele Wochen den Gebrauch der Sprache eingebüßt. Zum dritten Male trat die merkwürdige Erscheinung auf, als sie einige Jahre verheirathet war und der Geburt ihrer jetzt ums Leben gekommenen Tochter entgegen sah. Sobald die Kleine das Licht der Welt erblickt hatte, konnte die Mutter wieder sprechen. Denselben Zustand machte sie noch einmal durch, als ihr drittes Kind geboren wurde. Die Stimme kehrte zwar auch diesmal zurück, aber nur für kurze Zeit; sie wurde nach und nach immer schwächer und versagte im Jahre 1876 ganz, um sich jetzt wieder vollkommen einzustellen. —

Theater.

Im Lessing-Theater wurde am Dienstag Max Halbe's Schauspiel „Die Heimathlosen“ zum ersten Male aufgeführt.

Die Schlappe, die Halbe mit seinem Renaissance-Drama erlitt, wollte er rasch durch eine neue Bühnenarbeit weik machen. Aber dies schleunige und energische Gebahren war kein Gewinn für das Drama von den „Heimathlosen“. Es scheint unseren Modernen versagt zu sein, aus dem Großen zu bilden, mit heißem Athem zu schaffen. Bisher wenigstens sind die Versuche mißglückt. Außerhalb dem bedächtigen naturalistischen Genre, das Lebens-

zug um Lebenszug fein und sorgsam herausholt, ist nichts Machtvolleres gelungen. Halbe wurde ja diesmal oft gerufen; aber diese äußerlichen Ehren sollten einerseits für die Härte von neulich begünstigen, andererseits gab es nach den Schlußakten wesentlichen Widerspruch.

Halbe's Schauspiel weist in der That mehrfach leere Stellen auf; was man in der Maltechnik leere Stellen nennt. Szenen, die den Zuschauer nicht beschäftigen. Einzelne dichterische Finessen dagegen kamen dank der Darstellung plump heraus, wie überhaupt die Darstellung dem Bühnenwert diesmal so wenig zu Hilfe kam. Die Hauptfache freilich wäre bei der besten Schauspielerei bestehen geblieben: Die Einzelgestalten sind nicht mit der intimen, scharf individualisirenden Kunst der Naturalisten gesehen, es fehlt ihnen in dieser Hinsicht Besonderheit und Originalität, und als breit angelegtes soziales Drama wird man es andererseits wiederum nicht gelten lassen wollen. Die typischen Fälle, wie sie behandelt werden, erscheinen kaum von reicherer Bedeutung.

Zu dem Schauspiel ist von den Heimathlosen Berlins die Rede. Das ist nicht im wörtlichen Sinn zu fassen. Nicht um die Massen der Zugevanderten, die in Berlin im Procentsatz überwiegen, handelt es sich. Vielmehr ist an eine vergleichsweise immerhin enge Gemeinde gedacht. Ihre Mitglieder kommen aus unfriedeter Heimath. Ihrem bourgeoisen Zwang sind sie entronnen; aber in der Großstadt sind sie zunächst vor das Nichts gestellt. Sie sollen sich Bahn schaffen. Dort, wo Einer den Anderen auffressen möchte, gehört verdoppelte Energie dazu. Die Einen versumfen in Zigeunerweisen, die Anderen müssen den großen Sad mit tähnen Erwartungen, den sie mitbrachten, tüchtig leeren, und gar Manche sterben am Weg. Verloren, verdorben!

So blüht Lotte Burwig einen kleinen seligen Jugendtraum mit ihrem Leben. Sie war nicht stark genug, um auszuharren, und zu heißblütig, um sich zu hüten. Jugend und Verlangen gingen mit ihr durch.

Aus Danzig war sie ihrer Mutter entflohen, einer Frau, die durch pedantische Selbstsucht ihren Gatten zur Verzweiflung getrieben hat und mit ihrer Zuchtmanier nun auch jede Jugendluft der Tochter ersticken möchte. Als diese Frau ihr Lottchen am Ende mit einem Mann verbinden will, der der Tochter widerwärtig ist, brennt das Mädchen kurz entschlossen durch, schnurgrad nach Berlin zu einer Koufine, die einmal Aehnliches gewagt hat. Diese ältere Koufine war aufrecht genug, sich selbst durchzuschlagen. Gleich der Partner, den Lottchen bei der Waise antrifft, war es nicht. Es ist ein Lumpenproletarier, die Skarlaturn eines Menschen, ein verkommener Poet. Lottchens Koufine duldet ihn manchmal um sich, aus Mitleid mit dem Manne, den sie einstmalig geliebt hat. So sieht Lottchen in der Pension Beauclieu Mankerlei von den „Heimathlosen“, das so ganz anders aussieht, als sie sich's vorgestellt haben möchte. Aber die kleine Person will sich nicht abgrenzen lassen, und Sängerin werden. Sie hat ja eine „nette“ Stimme. Selbst als die harte Mutter kommt, um das Kind zu holen, bleibt Lotte bei ihrem Entschluß. Alles lieber ertragen, als unter mütterliche Grausamkeit zurückkehren! Freilich wird ihr Widerspruch schon durch ein anderes Motiv erstarkt.

Die „Blonde Bestie“ ist dem Kind über den Weg gelaufen. Es ist der ostelbische Eroberer, die mehr romantische als reale Gestalt, der wir ähnlich bei Sudermann öfter begegnen: bestridend und gefährlich, wie ein schönes Raubthier. In Halbe's Drama ist es der Rittergutsbesitzer Dröger. (Den Landjunkern wird es nicht unlieb sein, wenn unsere Dichtung sie im romantischen Reiz gefährlich-bestridender Eroberer verklärt. Das bösen Hundsforterei, das nebenher auf die Gewissenhaftigkeit dieser Gewaltthaten in der Poesie fällt, giebt nur einen pikant-diabolischen Weisheitsmack.) Dem Gutsbesitzer ist Lottchen ein Spielzeug, ein Schäflein für den Wolf etwa. Sie amustet ihn von Weihnachten bis zur Fastnacht. Dann ist's vorbei. Während eines Kostümfestes bricht die Katastrophe herein. Lottchen sieht, wie ihr Geliebter ihrer überdrüssig geworden, überdies kehrt er vom Berlinischen Wintervergnügen ans Land heim, und seine brutale Offenherzigkeit verheißt ihr ja nur wenig. Lottchen ist von Todesangenen erfüllt und als ihr im Mummenschanz ein schwarzer Ritter begegnet und sich ihr zum Scherz als milder Tröster Tod vorstellt, verweisen sich Scherz und Ernst in ihrem verwirrten Sinn, und sie bricht zusammen, als hätte sie der Tod wirklich schon unarmt.

Diese poetische Finesse eben brachte es als Bühnenbild so gar nicht zur vorbedachten Stimmung und damit fiel auch der Schlußakt, wo Lottchen verzweifelt im Selbstmord endet. Zum großen Heil lag das daran, daß den Hauptdarstellern, Herrn Jar no und Fräulein Jäger, ihre Rollen nicht „lagen“, wie man im Theaterjargon sagt. Herr Jar no mit seiner Wienerischen Klangfarbe traf schon die Sprache nicht. Er war trotz allem ein schneidiger Schmeichler, kein sprungbereites Raubthier. Fel. Jäger indessen hätte ganz gewiß naive, tiefe Schmerzensidne finden müssen, wenn sie das hätte vergessen machen wollen, daß sie Jahre hindurch die Theater-Badische mit ihrer widerwärtig falschen Naivetät in Damenthal's Nachwerken gespielt hat. Derlei färbt den Ton und vor allem: das Publikum glaubt schwerer: Hier sind naive Gemüthsstöne zu erwarten. —

Wißt.

Im Theater des Westens gab's vorgestern eine der Wiederholungen von Rojhat's „Am Wörthersee“. Wurde viel-

leicht auch malter gespielt als beim ersten Male, so war es doch wieder eine Herzensfreude, in dieser gehaltreichen Musik zu leben, vor diesem kleinen, einheitlichen Kunstwerkchen zu sitzen, zu träumen von all' dem, was es noch alles an guter Musik auf der Welt geben wird . . .

Verzeihung dem verträumten Kritikus! Er träumt wahrlich lieber bei guter Musik, als daß er schlechte kritisiert. Er sollte ja gar nicht an den Böhmersee gehen, sondern zum „Husaren“, und noch dazu zu einem Berwächter. Natürlich: Berwächter muß immer werden, wenn's eine „komische Oper“ geben soll. Berwächter wird der Prinz mit seinem Adjutanten, der eine Husar mit dem andern, die Operette mit der komischen Oper. Wenn nur wenigstens das nicht wäre! Und wenn dann nur wenigstens, falls es schon so sein muß, die angeblühte „komische Oper“ wirklich mit einer Operette verwechselt werden könnte!

Aber dem von Victor Lön (demselben, der schon die Schmitzede zum streifen gebracht hatte) gebichteten und von Ignaz Brüll, dem Komponisten des „Goldenen Kreuzes“, komponirten „Husaren“, der gestern hier gepremiert wurde, kann man eine solche Verwechslung nicht auch noch nachsagen. Zur „komischen Oper“ fehlen ihm die Dramatik und die Musik, zur Operette die Grazie des Alles und abermals die Musik. Am schlimmsten ist es, daß man ihm nicht einmal die Verwechslung mit einem „höheren Blödsinn“ nachsagen kann! Dazu gehört erst recht viel; der Kontrast zwischen einer schwermüthigen Tochter der Puzta und all den kostümprächtigen Figuren, die sie umgeben; die Verlegenheit eines Husaren, der von den Panduren unter ihrem auf der Bühne längst bekantem lächerlichen Wachtmeister wegen eines Mordes verfolgt wird, in Todesangst die Braut eines anderen heirathet und schließlich 2000 Gulden bekommt, weil er den Räuber Aloja Sandor getödtet — das alles macht noch keinen „höheren Blödsinn“ aus.

Wenn endlich wenigstens die Musik toll, phantastisch dahinsprudelte! Aber auch das thut sie nicht. Geschickt gemacht ist sie freilich, und etwa im Ensemble um die Mitte des ersten Aktes, dann in Jona's melancholischem Gesang „Auf der Puzta, im Dusch, sitzt ein klein Vögelein . . .“ und in der Schilderung, welche die plötzlich schalkhaft gewordene Jona von dem angeblichen Geist giebt, der sie geheirathet hat, erhebt sie sich zu hübschen Gesamtwirkungen. Allein sie hat nicht einmal an Stellen, die auf eine kräftige Volksthümlichkeit angelegt sind, wie beispielsweise in dem Walzer gegen Ende des Stücks, einen qualitätreicheren Zug oder gar Masse — mehr Masse, als durch die ganz allgemeine Wiener Tradition gegeben ist. Auf dem heimischen Boden dieser Tradition kann all die vertraute Lokalfärbung nicht ohne Wirkung bleiben, und sie kann es nirgends, wo man sich schlecht hin unterhalten will. Ober sollten wir das Werk als ein so harmloses auffassen, daß es außerhalb der Kritik zu bleiben hätte? Das geht in einer Zeit, in der einerseits die komische Oper neue Anläufe nimmt, und andererseits die weiteren Schicksale der Operette so fraglich sind, daß das hiesige „Centraltheater“ mitten in einem glänzenden Operetten-erfolg sich zum Aufgeben dieser Sparte gezwungen sieht, doch nicht gut an.

Zum Singen und Spielen hat man sich Mühe genug gegeben, daß die Kritik froh sein kann, wenigstens das zu konstatiren. Vielleicht das Beste leistete Fr. Bradenhammer in der kleinen Rolle der Mutter des Anderen. Diesen Anderen gab, als Gast, Herr Fritz Werner; das Wiener Würschchen machte er recht getreu, seinen Walzer mußte er wiederholen, und die fünf Kränze am Schluß galten alle ihm. Als Jona gastirte Lili-Lejo; ihren hohen Sopran mag man, je nach gesangstechnischen Ansprüchen, entweder als „echt dramatisch“ oder aber als schrill und namentlich in den späteren Vokalen als nicht eben reich an Wohlklang bezeichnen. Herr Reinhold Bellhof, als Gast, war in der Rolle des Wachtmeisters typisch für das Ganze: er verstand zu amüsiren. Unter den Uebrigen sei noch Fr. Laura Detsch als tüchtige Vertreterin einer Altpartie genannt.

Was in dem Stück an Stimmung und Lokalkontrast liegt, hätte auch vom Dekorationsmaler besser herausgebracht werden können; viel Mühe hat er sich nicht gegeben oder nicht geben dürfen. Aber der ganzen Aufführung hat es an äußerem Erfolg, bis zum Dank des Regisseurs für den abwesenden Komponisten, nicht gefehlt. „Alles ist gut ausgegangen, Was kann man noch mehr verlangen?“ — mit diesem Vers aus dem Schluß des Textbuches, das in seinem Reford an komischem Opernrecht wohl nicht so bald geschlagen werden wird, sei dem Theater zu einem Erfolg, der ihm hoffentlich bald eine Bestimmung auf seine Aufgaben ermöglichen wird, bestens gratulirt. —

Kunst.

ar. Die Berliner Sezessions-Ausstellung wird etwa 250 Bilder umfassen, die geeignet sind, einen fesselnden Ueberblick über das moderne deutsche Kunstschaffen zu geben. Ein Cabinet bleibt der Skulptur vorbehalten. Es betheiligen sich an dieser ersten Ausstellung der Sezession alle die Gruppen von München, Karlsruhe, Dresden, Worpssweder, welche sich — gleich der Berliner Sezession — entschlossen haben, der Großen Kunst-Ausstellung fernzubleiben. Die Errichtung des Ausstellungsgebäudes wird vorbereitet, so daß sofort nach dem Eintreffen der Bau-Erlaubniß mit den Arbeiten begonnen werden kann. Zur Herstellung des Hauses sind nur etwa sechs Wochen erforderlich;

am 1. Mai soll das neue Kunstheim der Sezession übergeben werden und am 15. Mai etwa gedentt man die Ausstellung zu eröffnen. —

Geographisches.

— Eine neue Insel. Ein japanischer Reisender, Herr Misutani Schiuroku, hat vor zwei Jahren südlich der kleinen Gruppe der Bonin-Inseln ein Eiland entdeckt, vielleicht besser gesagt aufgefunden, das etwa zehn Kilometer im Umfange groß ist. Die Regierung hat dem „ehrlichen Finder“ soeben auf zehn Jahre die Erlaubniß gegeben, die Erzeugnisse der Insel auszubeuten. Herr Misutani hat bereits begonnen, Pflanzungen anzulegen, deren Früchte er auf den Markt von Tokio bringen wird. Bis jene Anlagen einträglich werden, besetzt er sich mit der Ausfuhr der Eier von Pinguinen, die mit anderen Vögeln in Unmengen auf der Insel leben. Zwölf Arten der komisch aussehenden Fettvögel sind als einheimisch festgestellt. Man hat die Insel genannt: Minami-Tori-Schima, d. h. Südliches Vogel-Eiland, zum Unterschiede von Tori-Schima, welche etwas nördlicher und näher den Bonin-Inseln liegt. Die Insel war bisher unbewohnt. Das Klima ist sehr milde, doch etwas trocken, und daher wurden Wasserlaufs angelegt. Wie auf den Boninen, bedeckt eine üppige eigenartige Flora alles Erdreich. —

Meteorologisches.

— Ein Meteor wurde am letzten Sonntag an verschiedenen Orten Mährens beobachtet. Aus Zmittau wird der „N. Fr. Pr.“ geschrieben: Ich sah am 19. ds., 6 Uhr 55 Minuten Abends, hier ein Meteor. Dasselbe hatte die Richtung von Ostnordost gegen Westsüdwest. Ich sah zuerst einen kleinen Stern in der ungefähren Größe einer Sternschnuppe, welcher sich zusehends vergrößerte und zuletzt die Größe einer Vogenlampenugel annahm, welche mit einer ungeheuren Geschwindigkeit das Firmament durchstaupte. Die Färbung war zuerst bläulich, die Kugel hellweiß, ebenso der sogenannte Schweif, und Alles taghell beleuchtet; später färbte sich die Kugel röthlich und zersprang in blutrothe Stücke. Das Schauspiel dauerte ungefähr fünf bis sechs Sekunden. —

Humoristisches.

— Zerstreut. Friseur (zum Professor): „Wünschen wieder Koteletten, Herr Professor?“

Professor: „Ja, aber mit Salat, bitte!“ —

— Druckfehler. (Aus einem Reisebericht.) „Die größten Sehenswürdigkeiten Egyptens sind die Sphynx und die Wadeln der Kleopatra . . .“

— Kurz und bündig. Eine Mutter schrieb auf einen Strafzettel, den ihr Sohn ihr zur Unterschrift vorzulegen hatte:

Durchgesehen und durchgehauen.

Hochachtungsvoll

Frau R.

Notizen.

— Georg Hirschfeld's Berliner Komödie „Pauline“ ist soeben als Buch bei S. Fischer, Berlin erschienen. —

— Schiller's „Wilhelm Tell“ ist als erstes deutsches Drama in die türkische Sprache übersezt. Bisher gab es von der europäischen Literatur nur einige französische Romane in türkischen Uebersetzungen. —

— In London wurden im Jahre 1898 fünfzehn Bilder verkauft, die 28 000 M. und mehr erzielten. Von diesen Bildern rührten 12 von englischen Malern her. Den höchsten Preis löste ein Gemälde Burne-Jones', betitelt „Die Liebe und der Pilger“, nämlich 115 500 M. Dann kam Millais' „Entlassungs-Beschl“, der für 105 000 M. einen Abnehmer fand. —

— Anfangs März erscheint in Wien die erste Nummer einer neuen Halbmonatsschrift „Dokumente der Frauen“, herausgegeben von Auguste Fiedert, Marie Lang und Rosa Mahreder. Die Zeitschrift will „in Dokumenten die Lage der im Erwerb stehenden Frauen darstellen, dem Ringen aller Frauen nach persönlicher Entwicklung und persönlicher Freiheit Ausdruck geben und eine Allen zugängliche Tribüne sein, von der aus die politischen und sozialen Rechte der Frau mit Muth und Entschiedenheit verfolgt werden.“ —

— Eine neue Expedition in die patagonische Corbillere hat Dr. Steffen in Santiago zu Anfang dieses Jahres angetreten. Es handelt sich dabei vorzugsweise um eine Rekognoszierungsfahrt durch die Fjorde der Westküste behufs Feststellung der wichtigsten ins Innere führenden Flußstraßen, ferner um die Erforschung des Lago Buenos Aires und des Lago San Martin, der auf allen bisherigen Karten in das Gebiet des Rio Santa Cruz einbezogen wird, nach den neuesten Nachrichten aber einen Abfluß nach Westen, d. h. zum stillen Ozean, haben soll. —

— In Japan beabsichtigt man, im Jahre 1902 eine internationale Ausstellung zu veranstalten. —

— Ein Bauer in Ems hat sich nach sachmännischen Beschreibungen eine elektrische Beleuchtungsanlage für Haus, Hof, Scheuer und Stallungen eingerichtet. Die Kraft liefert ihm ein an seinem Viehstall vorbeifließender Bach. —